

Türkische Stimmungsbilder.

Wie Bazaar erwacht.

„Allahu ekber, Allehu ekber la illallah Mohammedi ressul Ulah!“ („Gott ist allmächtig, es gibt keinen Gott, außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet!“) So tönt es, von sonoren, langweilen Männerstimmen gerufen, hernieder von den schlanken, weißen Minarets der Moscheen in die erste heilige Morgenstille, die über Konstantinopels gewaltigem Häusermeer atmet. Feiern sich zu einem ergreifenden, imposanten Gebete einend, schweben die getragenen Klänge über die Stadt. Noch riefeln die düstigen Schleier der Frühe über ihre Mauern und flattern in zartem Blau über das leise atmende, noch träumende Meer. Da rötet sich im Osten hinter der mächtigen Kuppel der Suleimanie-Moschee der Himmel. Zart und flehlich erst, leuchtendem Mädchenröten vergleichbar, aber mählich sich tiefer färbend, bis von seiner roten Blut zauberisch übergossen, Bazaar seine Schönheit enthüllt.

Wie ein Märchenbild entsteigt die alte Stadt den erwachenden Welken. Hier und da steht noch ein Kuezzin, dessen Silhouette sich in scharfen Umrissen abhebt, in andächtiges Schauen erlunten, auf der Galerie seines Minarets. Einem Gemälde von unsagbarer Schönheit gleich, erhebt sich die vom alten Serail getränkte Landzunge am Ufer des Marmara-Meeres, und ihr gegenüber löst sich aus dem Rahmen zartgrauer Nebel erst und majestätisch der mächtige Zypressenbaum der größten muslimanischen Totenstadt: der Friedhof von Aestüdar. Auf ihm begraben zu sein, das stille Antlitz nach Mekka zugewendet, ist der Traum eines jeden echten Gläubigen Mohammeds. An den regellos umherstehenden Grabsteinen gleiten die ersten Sonnenstrahlen wie Leuchtflugeln hernieder, und während der Morgenwind erwacht und sein Lied in den dunklen Kronen tausendjähriger Zypressen zu harfen begimmt, entzündet sich hinter Aestüdars Fensterscheiben tiefrote, flammende Feuer. Auf den blauen Wellen des Bosphorus scheint der weiße Märchenpalast von Dolma-Bagdsche näher und näher zu schwimmen, und wie stille Träume gleiten die Segelbarken der Schiffer an seiner Schöne vorüber.

Und das Meer rauscht auf und singt seinen urewigen Morgenpsalm in diese Schönheitstrunkene Stunde.

Da geht er hinein in ihre Helligkeit, jählings und schmerzhaft ihre Stimmung zerstoßend, der Ruf einer Menschensehler: „Südi Südi!“ („Milk! Milk!“) Zu hundert und überhundert Malen wiederholt er sich. Aus allen Gassen kommen mit klappernden, schlurfenden Schritten die Milchhändler, die das geschäftliche Leben und Treiben Konstantinopels einleiten. Von Haus zu Haus eilen sie, und vom Schall ihrer Tritte geweckt, erheben sich die Parias der türkischen Hauptstadt, die Bettler, um sich an ihre Standplätze zu begeben. Bazaar ist erwacht!

Karawanenzug.

Wasche ich oder träume ich?

Nein, ich wache und sitze auf dem Rande meines Lagers, vorzuneigten Hauptes den aus der Ferne zu mir tönenden, bald tiefen, bald helleren Glockenklängen lauschend. Durch die weit geöffneten Fenster meines Schlafzimmers gleiten leise und geheimnisvoll die herüberenden Zauber der orientalischen Vollmondnacht. Näher und näher klingen die Glocken, wunderbar weich und melodisch gestimmt. Nun sind sie ganz in der Nähe meines Hauses. Zwischen ihre Klänge tönt in rhythmischen Paufen der langgezogene Ruf einer Menschensehler.

Was mag das zu bedeuten haben?

Ich erhebe mich und schaue vom Erkerfenster meines Arbeitszimmers auf die vorüberführende Hauptstraße der altberühmten Stadt Ikonium. Das Mondlicht fällt die von mächtigen marmornen Säulen getragenen bröckelnden Bogenfenster einer imposanten Ruine aus der Selbstzufriedenheit mit silbernen und goldenen Transparenzen, und läßt die einen tödlich geschweiften Balken in Hufeisenform umgebenden kunstvollen Fenstern in magischem Schimmer aufsprühen. Vom hohen Burgfelsen herab riefeln aus Mondsilber glühende Schleier leuchtend und schmeichelnd an den ungefügen Mauern hernieder, und unwillkürlich schaue ich hinauf, ob nicht das Mädchen und die Sage beim Klang der Glocken, die mich aus dem Schlafe riefen, in trauriger Gemeinschaft auf die Burgaltane treten, um ins Land hinauszuwandern. Und ich sehe und harre. — Und da zieht sie die Straße herauf mit langsamen feierlichen Schritten, wie ein Bild aus „Tausend und eine Nacht“ — eine Karawane. Ihr voran, auf prachtvoll geäumtem edlen Volkshengste ein hochgewachsener, dunkelbärtiger Türke, der Herr und Gebieter der Karawane. Eine stolze, imponierende Erscheinung ist er. Seine geschmeidige Gestalt ist in reiche Gewänder gezieret, aus dem Leibgürtel funkeln und gleiten die edelsteinbesetzten Griffe echter Damaszener-Waffen. Auf dem ausdrucksvollen Haupte trägt er zum Zeichen, daß er sich zu den direkten Nachkommen des Propheten zählt, einen grünen Turban. Auf seinem bronzenfarbenen Antlitz glänzen über der schön gebogenen Nase ein paar tief schwarze Augen zu mir herüber, als er langsam vorbeireitet. Wie gebannt lehne ich am Fenstersteu.

Und dann kommen die Kamele. Sie sind zum Teil mit prächtigem Zaumzeug, mit Decken, Teppichen und Taschen von köstlichem Gewebe und leuchtenden Farben geschmückt und tragen um den Hals an blauen Perlenketten die tönenden Glocken. Ihre Leiber sind mit den Schätzen des inneren Landes beladen. Ein Duft von Schiras-Rosen und Sandelholz zieht in mein Gemach und umfängt mich schmeichelnd die Sinne. Stumm, hochgehobenen Hauptes, weder rechts noch links schauend, schreiten die Kamele vorüber. Hunderte und Hunderte!

Mit dem stolzen, gemessenen Gange, den die unermessliche Weite der Wüste ihnen eignet, ziehen sie, den Rücken der braunen Führer folgend, nach der Stätte der modernen Kultur. Da dampft schon die Lokomotive, deren schwebende Kraft die Lasten, die der Wüste Schiffe in wochenlangem Geduld durch Sand und Sonnenbrand getragen, in wenigen Stunden zur Meeresküste bringen wird.

Es dauert lange, bis sie alle vorübergezogen sind. Veste schneidet schon das nahende Morgenrot den östlichen Himmel mit wunderbaren Farben, während noch einzelne verlorene Glockenklänge der in der Ferne verschwindenden Karawane an mein Ohr dringen. Vom Minaret der nahen Ma-Eddin-Moschee ruft der Imam das Frühgebet über Ikoniums graues Häusermeer und durch die noch träumenden Gassen geht es wie leises Koranblättern. In wunderbar andächtiger Stimmung verharre ich, bis mich der gelende Pfiff des nach Ikonium enteilenden Frühzuges von meinem Laufherposten treibt.

Ferne Weihnacht.

Ueber Ikonium, der heiligen Stadt der tanzenden Derwische, die auf Anatoliens Hochebene von verjüngten, glanzvollen Tagen träumt, verflingt im Westen, wo die Sonne eben sank, des Tages letztes Lied in einer wunderbaren Farbensymphonie. Noch einmal sprüht die blaue Kuppel der Mewliewi-Moschee in magischem Glanze auf, ehe sie die Abendshatten einspinnen. Der kurzen Dämmerung folgt die orientalische Nacht auf dem Fuße. Groß und klar ziehen des Silbens Sterne am dunkelblauen Himmel auf. In silbernem Glanze schwimmt der Halbmond. In den Bogen seiner Sichel ist ein großes leuchtendes Auge Gottes gezeichnet: der Abendstern.

Vom Minaret der Ma-Eddin-Moschee ruft der Imam das Frühgebet für die Anhänger des Propheten. Wie ein patriarchalisches Bild heben sich das von schwarzem Bart umrahmte Haupt und die bedend erhobenen Hände des Priesters vom klaren Nachthimmel ab.

Ueber meiner fernem deutschen Heimat schlägt um dieselbe Stunde die Christnacht ihre märchenhaften Augen auf.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

So heißt die von Kinderjubel und Kerzenglanz verherrlichte Lösung der Weihnachtsgesänge. In meiner Seele läuten meiner Heimat Christloden, als ich, ein Fremdling in fremdem Lande, durch Ikoniums stille Winkel und Gassen, durch altergraue Torbögen und über Friedhöfe mit vergessenen Gräbern einem festlich erleuchteten Hause zuschreite.

Es sind dieselben Wege, die einst die tapferen Heere deutscher Kreuzfahrer, geführt von einer herrlichen Siegfriedsgestalt, zogen, als sie die siegreiche Schlacht von Ikonium schlugen. Friedrich Barbarossa! Mir ist, als sähe ich die ritterliche Gestalt, das männlich schöne, von rotgoldnem Haar und Bart umwachte Haupt hochgehoben, vor mir her nach der Burg des Seldschukides schreiten. Ich schaue zu dem weithin sichtbaren Söller empor, ob die Fenster nicht in der roten Glut der Festfäden erstrahlen.

Aber wie tote Augen sehen die leeren Fensterbögen mich an. Friedrich Barbarossa schläft schon lange, lange den letzten Schlaf. Die Wellen des Kalitadnos raunen und flüstern noch heute von seinem tragischen Schicksal. Aber tapferer Männer aus deutschem Geschlecht sind in Ikonium und weit darüber hinaus in Anatoliens Landen tätig, die neue Zeit auf die Trümmer der alten aufzupflanzen. Schon pflügt das Dampfrotz, der neuen Zeit städtiger Genosse, die altberühmte heilige Erde, um bald seinen gelenden Ruf vor den Mauern der verfallenden, märchenhaften Kalitadnstadt, vor Bagdad, ertönen zu lassen. Wir alle, die zurzeit in Ikonium weilenden Fremdlinge, träumen davon, Bagdads Palmen uns zu Häupten, und die heiligen Wasser des Euphrat und des Tigris uns zu Füßen rauschen zu hören. „Allah bilir!“ („Gott weiß es!“) Fröhliche Weihnacht! Dieser liebe deutsche Weihnachtsgesang entreibt mich meinen Sinnen und Träumen. Um mich her ist es hell und lebendig geworden. Ich stehe vor dem Hause des Baudirektors der Bagdadbahn. Schon auf seiner Schwelle grüßt mich der Duft von Tannengrün und Wacholderzweigen. Zwar stammt die den Festraum beleuchtende, wunderbare Tanne nicht aus der fernem Heimat trauten Wäldern. Im wilderflühten Taurus hat sie gestanden, und der Südländsturm hat sein wildes Lied in ihrem Nadelgefänge gesungen. Aber sie duftet genau wie unsere deutschen Weihnachtsbäume, und Kinderjubel und Kinderlächel herrschen unter ihren Zweigen. Freudig strahlende Gesichter armer türkischer, armenischer und griechischer Kinder beugen sich über die reichen Gabentische, die ihnen die Güte des Baudirektors bereitet. Und die Ingenieure und Beamten der Baugesellschaft stehen mit Weib und Kind dabei, und manches Auge seuchet sich im Gedanken an die ferne deutsche Heimat.

Und die Lichter brennen und tropfen von den leise und geheimnisvoll flüsternden Tannenzweigen hernieder. Stille wird es ringsum. Eine deutsche Missionarin liest mit langvoller Stimme die alte, liebe Weihnachtslegende vor. Alle lauschen voller Andacht, sogar die fremden Gäste beugen sich dem Zauber dieser Stunde. Und dann klingen unsere herrlichen Weihnachtslieder in die verwundert aufhorchende orientalische Nacht hinaus.

König Peters Unteroffizier.

Vom serbischen Kriegsschauplatz wird uns geschrieben: In einem in deutschen Händen befindlichen Lazarett im Herzen Serbiens wartet ein prächtig gewachsener schwarzhaariger Sohn dieses merkwürdigen Landes seines Amtes als Dolmetscher zwischen den deutschen Ärzten und Pflegern einerseits und den serbischen Verwandten andererseits. Mit Eifer erzählt er jedem, der es wissen will, daß er mehrere Jahre als Kellner in Deutschland lebte. „Deutschland über alles“ sei auch sein Wahlspruch, und zum Beweis, wie sehr er dem Lande Kaiser Wilhelms vertraue, führt er gern ins Feld, daß er in Hamburg auf einer Bank seine Ersparnisse von 6000 M. liegen habe. Seit Kriegsausbruch hat er den Kellnertrud mit dem braunen Waffentod vertuschen müssen, und auf seiner Achselkappe blinken zwei Sterne, die Abzeichen des königlich serbischen Unteroffiziers. Von dieser seiner militärischen Würde spricht er jedoch mit auffälliger, dem kriegerischen Stolz der Serben so gar nicht gerecht werdender Geringschätzung. Aber das hat seine Ursachen, über die sich der aufgeweckte Burche selbst folgenbermaßen ausläßt: „Was hab' ich vom Unteroffizier, wenn ich, solange der Krieg dauert, noch keinen Heller Löhnung hab' bekommen! Und oft nix zu essen und nix zu trinken! Was soll ich da mit Unteroffizier?“ Das sind freilich schwerwiegende Gründe, die des Königs Peter wohlbestellten Unteroffizier schließlich dazu trieben, sich zu seinen alten Freunden, den Deutschen, hinüberzueretten. Und diese Tat vollführte er auf nicht gerade alltägliche Art und Weise. Eines Tages bot sich ihm günstige Gelegenheit, unbemerkt von seiner Truppe „abzukommen“. Nachdem er sich vor seinen eigenen Untergebenen in Sicherheit gebracht hatte, überkletterte er in mühseligem Marsche hohe Bergfegeln, froh durch enge, von Wildbächen durchbraunte Schluchten und nährte sich von Waldkörnern und rohem Weistohl. Um seine Alleinwanderung unauffälliger zu gestalten, hegte er seinen rechten Arm in eine um den Hals geschlungene Wunde. Am dritten Tage seiner Flucht wäre er fast einer bulgarischen Reiterpatrouille in die Arme gelaufen. Obwohl er infolge der erlittenen Entbehrungen dem Zusammenbruch nahe war, zog er es doch vor, sich den Augen der mit den Deutschen gemeinsam kämpfenden Bulgaren zu entziehen. Erst nach zwei Tagen weiterer Irrfahrten gelangt es dem Flüchtling endlich, eine deutsche Kavallerieabteilung zu Gesicht zu bekommen. Da reißt er freudig bewegt seine weiße Wunde vom Arm und winkt damit der heranprestenden Reiterei zu, die ihn als Ueberläufer in ihre Mitte nimmt. So hat er das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, und seine Sprachkenntnisse haben dem stets eifrigen und geselligen Serben den schon erwähnten angenehmen Posten im Lazarett verschafft. Auch dieses verleiht der serbische Deutschfreund schon heute mit aller Kraft seiner Ueberzeugung: „Wenn Serbien ist entwei und Krieg hat ein End', ich reise mit deutsche Soldat nach Deutschland!“

Beinahe in Bagdad.

Durch den gemeldeten großen Erfolg der Türken in Mesopotamien gewinnen die nachstehenden Berichte englischer Militärs an Interesse. Der Offizier eines englischen Linienregiments schreibt über die Kämpfe, die seine Truppen bis dicht vor Bagdad brachten, in der „Morning Post“:

Der eigentliche Kampf begann am 25., als zwei Kolonnen „A“ und „C“ eine Demonstration auf dem Südufer des Tigris ausführten, während „B“ in Booten über den Fluß setzte. In der Nacht nahm C eine festhaltende Stellung ein, wogegen A nach einem Nachmarsch auf das andere Ufer überging und B sich bis auf 400 Yards den türkischen Stellungen näherte. Unglücklicherweise wurde A länger als erwartet aufgehalten, und

vermochte erst am Abend durchzubrechen, so daß es den Türken möglich war, die Stellung in der Nacht zu räumen.

Wenn nur die Abstellung „A“ um drei Stunden früher eingetroffen wäre, so hätten wir einen glänzenden Erfolg gehabt und würden fast die gesamte feindliche Truppenmacht gefangen genommen haben. Die türkische Stellung war ungeheuer stark und schön hergerichtet: tiefe Gräben und bombensichersten Verbindungsgängen, hohe Drahtverhaue, Wolfgruben, Landminen und alle möglichen Dinge. Im Laufe arbeiteten wir uns bis auf 400 Ellen an die Drahthindernisse heran, wobei wir fortwährend unter Granat- und Gewehrfeuer standen. Die Wasserzufuhr machte uns die größten Schwierigkeiten, das Wasser konnte nur in der Nacht herangebracht werden. Unsere freistehenden Kanonen waren außerstande, die eingegrabenen türkischen Geschütze zum Schweigen zu bringen, wir standen deshalb ununterbrochen unter Granatfeuer. Kolonne A, der die schwierigste Aufgabe zugefallen war, erlitt außerordentlich schwere Verluste. Wie hoch diese waren, wissen wir nicht.

Der Offizier setzt seine Erzählung fort: „Wir sind immer noch auf dem Dampf und verfolgen den zurückgehenden Feind. Eine sehr unangenehme Arbeit, da wir fortwährend im Schlamm stehen bleiben und nicht vorwärts kommen. Oft dauert die Verzögerung einen ganzen Tag und häufig müssen wir das Schiff verlassen und am Ufer marschieren, um den Dampf zu erleichtern. Ich fürchte, daß wir die Sache werden aufgeben müssen, denn die Verproviantierung der Truppen wird hier nachgerade unmöglich. Wir sind auf dem Landwege nur noch 50, zu Wasser 130 Meilen von Bagdad entfernt. Es wird jammerlich sein, zurückkehren zu müssen, aber inzwischen müssen sich die Türken verläßt haben und uns überlegen geworden sein. Wenn nur Kolonne A früher zur Stelle gewesen wäre, hätten wir sie alle getrieben, mit nur 40 Geschützen, und hätten geradezu nach Bagdad vordringen können.“

Mit der Hoffnung auf Bagdad ist es nun endgültig vorbei, die ungeheuren Opfer eines Jahres sind vergebens gebracht, und dem englischen Ansehen im nahen Osten ist ein tödlicher Schlag verfehrt, dessen Rückwirkungen auf das nahe Persien und Indien nicht ausbleiben wird.

Die englischen Film-Soldaten. Die in England zur Hebung der Stimmung und Förderung der Kriegsbereitschaft in Szene gesetzte Reklametätigkeit, der kein Mittel zu schlecht scheint, wenn es nur eine schwache Hoffnung auf Erfolg birgt, hat sich naturgemäß auch der Filmtchnik als Propagandamittel bemächtigt. Was die Regierungsmassnahmen, die Vollziehen der Minister und Politiker, die Zeitungen und die nimmermüde Phantasiemaschinenfabrik des Reuter-Bureaus nicht vermochten, soll nunmehr durch die Mobilisierung des Films verwirklicht werden. Wie die amerikanische Zeitschrift „New York Popular Science Monthly“ in einem „Eigenfilm“ überschriebenen Artikel berichtet, ist die Produktion von Kriegsfilm in England neuerdings in großem Maßstabe von den Behörden organisiert worden. Zum Schauplatz der heroischen englischen Kampftaten erwählte man ein großes hügeliges Gelände an der Südküste, das den Besuchern der Kinotheater abwechselnd als polnischer, französischer oder skandinavischer Kriegsschauplatz vorgeführt wird. Landarbeiter, Bauernjöhne und alle möglichen halb-wildhüßigen Burchen aus den umliegenden Ortschaften wurden als Darsteller gewonnen und in die eigens zu diesem Zweck angefertigten Uniformen der britischen, deutschen und russischen Armeen gefeßt und auf das Gelände geführt, um in ihren neuen Beruf eingeführt und wirksam gedrillt zu werden. Der Schauplatz der Geschehnisse wurde vorher gründlich bearbeitet, das heißt mit Rauchbomben, Feuerapparaten, Schützengräben, nachgeahmten Angriffen und Schutzapparaten ausgestattet. Wer heute über die friedlichen Wälder der englischen Südküste schreitet, begegnet plötzlich deutschen Truppen mit Gewehr im Anschlag und aufgezogenem Bajonett. Von der anderen Seite ziehen kaffarische Tommys herauf, die sich mit marktschreierischem Filmingehul todesmutig und höchst realistisch auf den „Feind“ stürzen, um ihn zu besiegen. Dabei werden besonders angelegte Wassergräben als imponierende „Flußübergänge“ und Bauernhäuser als unstrittene Ortschaften, wie Loos, erklärt. Granaten werden abgeschossen und Sprengbomben geworfen, wobei die Kinoregisseure und Filmtchniker alle Hände voll zu tun haben, um die elektrischen Kontrollapparate zu bedienen und die Hitze des Gefechtes nicht wirklich lebensgefährlich werden zu lassen. Um den Kinobesuchern die beruhigende Ueberzeugung zu verschaffen, daß in Nordfrankreich eine Anzahl Truppen stehen, werden die verschiedensten Tricks angewendet. So sieht man in einem englischen Film ein „Vorüberziehen der französischen Truppen“ betiteltes Bild, das tatsächlich das Vorübermarschieren zahlloser Truppen vorführt. Die Szene zeigt eine Frau, die am Fenster ihres Hauses steht und den vorbeiziehenden Truppen winkt. Diese Truppen werden auf höchst einfache Weise vorgepiegelt, indem man ein mit Bajonettspitzen versehenes Lederband hinter dem Fensterrahmen abrollen läßt. Je länger man das Band laufen läßt, desto mehr Truppen scheinen vorbeizumarschieren. Diese im großen erzeugten englischen Kriegsfilm sind so realistisch, daß man bei ihrer Betrachtung an die gewaltigsten Siege der Alliierten glauben muß. Nur schade, daß der Krieg nicht auf der Leinwand, sondern in blutigster Wirklichkeit entschieden wird.

Erause muß sein. Laut „Times“ wurde, so lesen wir in der „Jugend“, eine Engländerin, die die Ansicht aussprach, Graf Zeppelin sei ein Gentleman, zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Ebenso wurde ein alter Herr, der meinte, es könnte doch möglich sein, daß der deutsche Kronprinz bloß Kaffeelöffel und keine Regulatorien gestohlen hätte — vor allem, da solch hohe Herren im allgemeinen nicht gern große Pakete tragen — zu sieben Jahren Zuchthaus verdonnert. Ein anderer, Literaturhistoriker in Oxford, der es vom Lehrstuhl herab als mindestens unwahrscheinlich erklärte, daß Goethe Wechsel gefälscht habe und Kant bei seinem letzten Einbruch durch den Schuß aus einem Polkistenbrowning gestorben sei, wird lebenslanglich eingesperrt. Zum Tode verurteilt aber wurde ein gewisser Jimmy Fletcher aus London-O., weil er sich dahin geäußert hatte, schließlich seien die Deutschen auch nicht viel schlimmer als die Russen. Da er jedoch nachweis, seine Aeußerung in finstler Trunkenheit getan zu haben, wurde ihm die Wahl zwischen Schafott und Eintritt ins Meer gelassen.

Redebarer Humor. General Sarrail liest im arabischen Saloniki, um sich zu Helenden zu begeistern, fleißig im Homer (Ilias). Besonders eifrig liest er den dortigen — Schiffskatastroph. — König Konstantin ist, wie die Gerlechten der Entente jetzt entbedt haben, von deutschen Ärzten hypnotisiert worden. Das stimmt tatsächlich. Das beste Mittel, um jemanden zu hypnotisieren, ist bekanntlich, ihm etwas Glänzendes vor die Augen zu halten, die Deutschen haben dazu ihre glänzenden Siege verwendet. Die Entente verlohnt sich dasselbe mit ihrer Glanzweise, aber die scheint auf Konstantin nicht zu wirken. — Theaterzettel. Entente-Theater in Skutari. Nur noch kurze Zeit: Die verbündeten Mächte. In Vorbereitung: Der Widerstandigen Zählung.